

## Zu C.F. Meyers Gedicht *Schutzgeister*

Der in Zürich geborene Dichter Conrad Ferdinand Meyer (1825–1898) lieferte mit dem Gedicht *Schutzgeister* einen poetischen Nachklang zu Goethes Schweizer Reisen. Zu verdanken ist dieser Text dem *Goethe-Jahrbuch*. Dessen erster Redaktor Ludwig Geiger hatte nämlich im Sommer 1886 Meyer gebeten, »in Poesie oder Prosa den Einfluß zu characterisiren, den Goethe auf ihn und seine schriftstellerische Entwicklung geübt habe.«<sup>1</sup> Der Dichter, eben aus einem Sommerurlaub in den Bündner Bergen zurückgekehrt, versprach Geiger, er werde »recht gerne etwas machen – das mir vorschwebt – nichts Langes, aber von Herzen«.<sup>2</sup> Er verfertigte innerhalb kürzester Zeit einen Text, den er mit den lapidaren Begleitworten: »Hier, verehrter Herr Professor!« an Geiger schickte.<sup>3</sup> Das sechsstrophige Gedicht *Schutzgeister* gehört – vielleicht gerade wegen seiner relativ spontanen Entstehung – nicht zu den besten lyrischen Produkten Meyers. Zu absehbar sind die Reimwörter gesetzt, zu pathetisch ist die Sprache, zu eintönig der Rhythmus. Doch als Zeitzeugnis und Ausdruck von Meyers Liebe zu den Klassikern Goethe und Schiller ist das Poem dennoch bemerkenswert.

### *Schutzgeister*

Nahe wieder sah ich glänzen  
 Meiner Firne scharfe Grenzen,  
 Meiner Alpen weiße Bünde,  
 Wurzelnd tief im Kern der Schweiz;  
 5 Wieder bin ich dort gegangen,  
 Wo die graden Wände hangen  
 In des Sees geheime Gründe  
 Mit dem dunkelgrünen Reiz.

Nimmer war ein Tag so helle,  
 10 Niemals reiner meine Augen,  
 Erd und Himmel einzusaugen,  
 Meine Schritte gingen sacht;  
 Schauend pilgert' ich und lauschte,  
 Weil ein guter Weggeselle  
 15 Heimlich Worte mit mir tauschte  
 Von der Berge Herzensmacht.

Traulich fühlt' ich seine Nähe  
 Und mir ward, ob ich ihn sehe,  
 Und er sprach: »Vor manchen Jahren  
 20 Bin ich rüstig hier gereist,

<sup>1</sup> GJb 1887, S. V. Gottfried Keller war von Geiger bereits 1884 angefragt worden, hatte aber abgelehnt, um nicht »in den Fehler zu verfallen, leeren Wortkultus zu treiben.« Vgl. Gottfried Keller: *Gesammelte Briefe*. Hrsg. von Carl Helbling. Bern 1954. Bd. 4, S. 280.

<sup>2</sup> C. F. Meyer an Ludwig Geiger, 22. September 1886; zit. nach: Conrad Ferdinand Meyer: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*. Bern 1963, Bd. 3, S. 7.

<sup>3</sup> Die Visitenkarte mit dem Text und der Adresse von Geiger ist vom 24. September 1886 datiert; zit. nach: Meyer (Anm. 65), Bd. 3, S. 7.

Hier geschritten, dort gefahren!«  
 Und er lobte Land und Leute,  
 Daß sich meine Seele freute  
 An dem liebevollen Geist.

25 Und er wies auf ein Gelände:  
 »Hier an einem lichten Tage  
 Fand ich eure schönste Sage  
 Und ich nahm sie mit mir fort.  
 Wandernd hab ich dran gesonnen;  
 30 Was zu bilden ich begonnen,  
 Legt' in Schillers edle Hände  
 Nieder ich als reichen Hort.«

Da er seinen Bruder nannte  
 Und mir drob das Herz entbrannte,  
 35 War's als schlügen weite Flügel  
 Sausend über mir die Luft,  
 Schwingen, die den Raum besiegen,  
 Wie sie nicht um niedre Hügel  
 Flattern, Schwingen die sich wiegen,  
 40 Herrschend über Berg und Kluft.

Selig war ich mit den beiden,  
 Dämmerung verwob die Weiden  
 Und ich sah zwei treue Sterne  
 Über meiner Heimat gehn.  
 45 Leben wird mein Volk und dauern  
 Zwischen seinen Felsenmauern,  
 Wenn die Dioskuren gerne  
 Segnend ihm zu Haupte stehn.<sup>4</sup>

Der Kontext des Gedichts ist durch Autorname und Druckort gegeben: Ein bekannter Schweizer Schriftsteller schreibt für die vorgebildeten Leser des *Goethe-Jahrbuchs*. Ein Jahr später, im Herbst 1887, wurde *Schutzgeist* in der überarbeiteten dritten Auflage von Meyers Gedichten an den Eingang zur Abteilung *In den Bergen* gestellt.<sup>5</sup> Meyers Leipziger Verleger Hermann Haessel empfahl, für diese Ausgabe den ersten Druckort als erläuternde Fußnote beizufügen, was auch geschah. – Im Folgenden sei eine nach Strophen gegliederte interpretierende Nacherzählung versucht.

1. Die erste Strophe leistet eine örtliche Bestimmung; die Lokalisierung gelingt aufgrund weniger Anspielungen. Wir befinden uns in den Alpen, und zwar »tief im Kern der Schweiz« (Z 4), also im historischen und geographischen Zentrum des Landes. Mit dem wiederholten Possessiv-Pronomen »mein« (Z 2, 3) gibt sich das lyrische Ich als einheimisch zu erkennen. Dieses Ich berichtet von Erfahrungen, die es »wieder« (Z 1, 5) gemacht hat. Auch diese zeitliche Bestimmung wird verdoppelt und deutet auf längere Vertrautheit mit

<sup>4</sup> Meyer (Anm. 65), Bd. 1, S. 107 f.

<sup>5</sup> Der Vorschlag stammte von seinem Vetter Fritz Meyer und wurde vom Dichter akzeptiert. Vgl. Meyer (Anm. 65), Bd. 2, S. 20.

der Gegend hin. Zur genauen Lokalisierung dienen dann die Verse »Wo die graden Wände hangen / In des Sees geheime Gründe« (Z 6); gemeint ist der Urnersee mit seinen felsigen Ufern, der im 19. Jahrhundert zu den meistbesuchten Orten der Schweiz gehörte. Goethekenner dürften sich auch an die Passage in *Dichtung und Wahrheit* erinnern haben, wo »das Labyrinth dieser Felsenwände, die steil bis in das Wasser hinabreichend uns nichts zu sagen haben« (FA I, 14, S. 805), erwähnt wird.

2. In der zweiten Strophe wird hingegen mit den verneinten zeitlichen Bestimmungen »nimmer« und »niemals« (Z 9, 10) ein einmaliges Erlebnis angekündigt: Mit reinen Augen und offenem Ohr empfängt das Ich, was sich ihm an diesem besonders hellen Tage offenbart. »Sacht« (Z 12) sind die Schritte des Wanderers; ja er wird zum Pilger. »Heimlich« (Z 15), also ohne dass andere Menschen dies wahrnehmen könnten, hat sich »ein guter Weggeselle« (Z 14) zu dem Wanderer gesellt. Sie tauschen Worte »von der Berge Herzensmacht« (Z 16). – Hier wird Meyer als Autor erkennbar, der gerade einen beglückenden Bergaufenthalt erlebt hatte. Sein Gegenüber steht als Tauschpartner auf gleicher Stufe wie das Ich, bleibt aber noch unbekannt.

3. Erst mit der dritten Strophe wird der geisterhafte Begleiter historisch identifizierbar: Er verweist auf eigene, »vor manchen Jahren« (Z 19) gemachte Erfahrungen in derselben Gegend, wo er »rüstig« (Z 20) gereist sei. Den Lesern des *Goethe-Jahrbuchs* mussten Goethes Schweizer Reisen bekannt sein. Das lyrische Ich schreibt ihm hier ein Lob von »Land und Leuten« zu (Z 22), wie es sich weder in den Aufzeichnungen von 1775 und 1779 noch in den von Eckermann posthum redigierten Tagebuch-Texten von 1797 ungebrochen findet. Was Meyer von dem »liebvollen Geist« (Z 24) sonst noch zu berichten weiß, sind wenig differenzierte Bemerkungen zu den äußeren Umständen des Reisens; dass mit dem Verb »fahren« auf die Schiffsreise Goethes über den Urnersee Bezug genommen wird und nicht etwa auf eine Kutschenfahrt, dürften nur historisch versierte Leser gewusst haben.

4. In der vierten Strophe geht das Spurenlesen für die Wissenden weiter: Das »Gelände« (Z 25) ist natürlich das Rütli, die »schönste Sage« (Z 27) die Tell-Sage. Dieser Stoff wird hier zum feierlichen Geschenk Goethes an Schiller, und damit schreibt Meyer Goethe eine entscheidende Transferleistung bei der Entstehung des Tell-Dramas zu. Er kannte wie seine Leser Goethes Hinweise, dass er Schiller den Stoff zum *Wilhelm Tell* abgetreten habe.<sup>6</sup> Mit der Nennung von Schillers Namen (Z 31) beseitigt die vierte Strophe nun auch jeden Zweifel an der historischen Identität des Begleiters.

5. Die fünfte Strophe ist Schiller gewidmet. Er bewegt sich im Gegensatz zu Goethe nicht »traulich« (Z 17) auf gleicher Höhe mit dem Ich des Gedichts, sein Geist schwebt vielmehr wie ein Adler in höheren Sphären. Das Bild nimmt einerseits die historische Tatsache auf, dass Schiller nie persönlich am Ort seines Dramas war und deshalb nicht wie Goethe als menschlicher Reisegefährte imaginiert werden konnte. Das Pathos der Verse verweist aber auch auf Schiller-Bilder des 19. Jahrhunderts – ein Adler ist Schiller bereits im Denkmalsentwurf Johann Heinrich Danneckers von 1805 beigegeben worden.<sup>7</sup>

6. In der sechsten Strophe genießt das Ich »selig« (Z 41) den Umgang mit den beiden ungleichen Geistern. Erst mit einbrechender Dunkelheit wächst die Entfernung; die Klassiker

<sup>6</sup> Vgl. *Tag- und Jahreshefte* WA I, 35, S. 185 (1804) und S. 247 f. (1806). Schiller selbst hat dies allerdings nie bestätigt; er äußerte vielmehr: Man habe so lange gesagt, dass er einen *Tell* schreibe, dass er es schließlich getan habe. Vgl. die Zeugnisse SNA 10, S. 367 ff. Eckermann bekräftigte Goethes Version, allerdings nach einer späten Gesprächsrekonstruktion; vgl. Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. Zürich 1948, S. 635 (6. Mai 1827).

<sup>7</sup> Vgl. *Das Denkmal. Goethe und Schiller als Doppelstandbild in Weimar*, Hrsg. von Dirk Appelbaum. Tübingen 1993, S. 52.

ziehen sich an den Himmel zurück, wo sie als Doppelgestirn hoch über der »Heimat« (Z 44), dem »Volk« (Z 45) des Sprechenden stehen bleiben – wieder wird zweimal das Possessiv-Pronomen eingesetzt. Meyer, der Städter, macht hier aus den Schweizern pauschal Menschen, die zwischen »Felsenmauern« (Z 46) leben. Goethe und Schiller sind nun wie das mythische Brüderpaar Castor und Pollux an den Himmel versetzt und erfüllen dort eine Schutzfunktion – eine Vorstellung von der Wirkung der Sterne, die in Meyers Gedichten öfters vorkommt.<sup>8</sup> In den letzten Versen wird gar das Schicksal der Schweiz mit der geistigen Gegenwart der beiden »Dioskuren« (Z 47) kausal verbunden: Ist es denkbar, dass diese Sterne einmal erlöschen, dass sie in Zukunft einmal nicht mehr »gerne« (Z 47) ihre Schutzfunktion erfüllen? Und ist dies abhängig davon, dass »Land und Leute« (Z 22) nicht mehr zu loben wären?

Meyer fühlte sich Deutschland und seiner Kultur eng verbunden. Hier hatte er in Haessel einen zuverlässigen Verleger und viele begeisterte Leser gefunden. Das junge deutsche Kaiserhaus verehrte er geradezu. Kaiserin Augusta, die als Prinzessin von Sachsen-Weimar-Eisenach einst von Goethe und Johann Heinrich Meyer unterrichtet worden war, bildete als Gattin von Kaiser Wilhelm I. bis zu ihrem Tod im Jahr 1890 eine lebendige Verbindung zur klassischen Epoche. Nach einer zweiwöchigen Reise durch das 1871 gegründete Deutsche Reich im Spätherbst 1880 verspürte Meyer gar »eine Art Heimweh«<sup>9</sup> nach dem bereisten Land.

Dass C. F. Meyer sich im Gedicht als Wanderer neben Goethe imaginierte, könnte schließlich auf die historische Tatsache Bezug nehmen, dass es gerade sein Zürcher Landsmann und Namensvetter Johann Heinrich Meyer war, der im Herbst 1797 Goethe auf seiner Reise zum Gotthard begleitet hatte. Das »Wieder«, mit dem die erste Strophe anfängt, wäre also vielleicht als bewusste Anknüpfung an die Goethe-Meyer-Reise von 1797 zu deuten. C. F. Meyer war seines Namens wegen wohl mehr als einmal mit diesem andern Meyer in Verbindung gebracht worden. So schrieb die in Weißenfels lebende Schriftstellerin Louise von François, mit der Meyer 1881 in Kontakt trat, in einem ihrer ersten Briefe: »Ich mache Sie im Geiste zu einem Sohne des alten Göthe-Meyer, der ja, irre ich nicht, von Geburt ein Zürcher war.«<sup>10</sup> Der Briefempfänger antwortete daraufhin bedauernd: »Ich bin kein [...] Nachkomme des vortrefflichen Goethemeyer.«<sup>11</sup>

Auszug aus:

Margrit Wyder: Nachklänge – Eine Erinnerung und drei Exkurse zu Goethe in der Schweiz.

Erschienen in: Liber Amicorum. Katharina Mommsen zum 85. Geburtstag.

Hg. Rimmel, Andreas und Rimmel, Paul. Bernstein Verlag, Bonn 2010, S. 623-654.

<sup>8</sup> So etwa in den Gedichten *Schwüle*, *Hesperos* und *Mein Stern*.

<sup>9</sup> C. F. Meyer an Louise von François, 25. Nov. 1881; zit. nach: *Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel*. Hrsg. von Anton Bettelheim, Berlin/Leipzig 1920, S. 32.

<sup>10</sup> Louise von François an C. F. Meyer, 17. Mai 1881; zit. nach: Bettelheim (Anm. 72), S. 7. Beide Meyer wurden in der Zürcher Predigerkirche getauft.

<sup>11</sup> C. F. Meyer an Louise von François, Ende Mai 1881; zit. nach Bettelheim (Anm. 72), S. 11.